

in der Leitung und versuchte, etwas aus der Stille herauszuhören.

Ich habe mich an die Stille gewöhnt, ich lebe ohne Stimmen oder Schritte. Manchmal kreischt unten eine Sirene, manchmal klingelt das Telefon, aber meistens höre ich nur das Klingeln in meinen Ohren und das Klicken des Kühlschranks beim An- und Ausgehen. Und den Wind: Wie er heult hier oben im siebzehnten Stock. Und dann kommt ein Tag wie heute, mitten im Februar, an dem kein einziger Windhauch geht. Der Himmel hat die Farbe von Zinn, Schnee hängt in der Luft wie ein Gazevorhang, die Gebäude jenseits des Parks sehen aus wie gemalte

Theaterkulissen. Und, ob du's glaubst oder nicht, zwei Trauertauben hocken auf dem Terrassengeländer.

Habe ich dir nicht gesagt, sei vorsichtig? »Steck dich bloß nicht bei mir an«, sagte ich. Wie dumm von mir. *Ich* war leichtsinnig gewesen, und du warst mir ausgeliefert. Vielleicht habe ich mich zu dir gebeugt und dir einen Kuss gegeben, wir haben von derselben Gabel gegessen, ich habe gehustet. Jedenfalls hattest du ein paar Tage später meine Erkältung in der Nase, am Abend rasselte dein Atem, am Morgen darauf hast du kaum noch Luft bekommen. Es war nur eine

Erkältung, eine schwere Erkältung, ja, aber nicht deine erste. Was konnte schon passieren an diesem herrlichen sonnigen Junimorgen?

Ich kam mit dem Antibiotikum von der Apotheke zurück. Ich machte dir einen Tee mit Honig und Zitrone. Ich senkte kurz den Blick, um das Etikett auf der Pillendose zu lesen. Ich sah auf. Und was sah ich? Dein Mund stand halb offen, und ein dunkles Rinnsal Tee lief dir übers Kinn. Und deine braunen Augen, heller und klarer als der Tee, waren groß und starrten ins Leere! Leblos! In einem Wimpernschlag! Mitten im Gespräch! Warst du noch da? Hörtest du mich deinen Namen schreien?

Ich weiß, ich weiß. Wir haben oft genug darüber gesprochen. Wenn der Tod käme, sollte ich ihn ruhig kommen lassen, wenn du sterben müsstest, dann wäre das so. Mit Panik haben wir nicht gerechnet. Und so geschah alles, wie wir es eben nicht gewollt hatten: der hektische Notruf, die Sanitäter, die Herzdruckmassage, das Atemgerät, der Krankenwagen, der dich mit Vollgas ins Krankenhaus bringt, die Intensivstation, wo du sechs Tage lang beatmet wirst, sediert wirst, im Koma liegst, nur hier und da für ein paar Minuten zu dir kommst, und in einem dieser Momente fragte ich dich: »Liebst du mich?« Und du, der

nicht sprechen konnte wegen der Schläuche im Hals und der Sauerstoffmaske über dem Gesicht, zogst drei Mal die Augenbrauen hoch. Wie Groucho Marx. Das habe ich als Ja aufgefasst. Was, wenn ich gefragt hätte: »Vergibst du mir?«

Manchmal muss ich an eine Horrorgeschichte denken, die ich vor langer Zeit gelesen habe. In einer mondlosen Winternacht sitzen ein armer Müller und seine Frau in ihrer Hütte vor dem Feuer. Sie trauern um ihren einzigen Sohn, der in die Dreschmaschine seines Vaters geraten ist. Plötzlich taucht aus dem Nichts ein Geist auf. Er gewährt den